Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 183. **Sonnabend** den 11. April 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. April.

Die für die Mitte nächster Woche bevorstehende **Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten im Reiche** ruft von Neuem die Erörterung über das voraussichtliche Schicksal des **Bürgerlichen Gesetzbuchs** wach. Der conservative Reichstagsabgeordnete v. Buchka, Mitglied der Commission für die Vorberathung des Entwurfs, und zwar ein Gegner des conservativen Ansturms gegen die obligatorische Civilehe und der dadurch verursachten Verzögerung der parlamentarischen Erledigung des Gesetzbuchs, hat dieser Tage ernste Zweifel darüber ausgesprochen, ob der Abschluß des Gesetzgebungswerkes in der gegenwärtigen Session überhaupt noch möglich sei, und in weiten Kreisen sieht man es bereits als selbstverständlich an, daß der Reichstag beim Herannahen des Hochsommers nicht geschlossen, sondern vertagt werde, damit die Commission im Herbst ihre Arbeit ohne Weiteres an dem Puncte wieder aufnehmen könne, an welchem sie im Frühjahr stehen geblieben, wenn sie nicht etwa gar ihre Berathungen auch in der Zwischenzeit fortsetzt. Wie das „ausschlaggebende" Centrum sich zu diesen Fragen stellt, darüber verlautet vorläufig noch nichts Sicheres; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß es, nachdem es den „redlichen" Willen, das Werk nach Thunlichkeit zu fördern, bewiesen hat, eben so „redlich" um die Erbringung des Beweises sich bemüht, daß die Fertigstellung im Laufe des Frühjahrs unmöglich sei; denn je länger die Fertigstellung sich hinzieht, um so leichter wird es den Centrumspolitikern, die verbündeten Regierungen zu Concessionen auf anderen Gebieten zu drängen. Gerade deshalb aber schließen wir uns dem Wunsche der Münchener „Allgem. Ztg." an, die übrigen Parteien und der Bundesrath möchten sich zu einem energischen Drucke auf das Centrum ermannen und es zur Beschleunigung der Arbeiten nöthigen. Es braucht kaum ernstlich bemerkt zu werden, daß die Vertagung statt des Schlusses der Session sehr ernste Bedenken gegen sich hat und daß man zu ihr als einem Nothbehelf eben nur greifen konnte, um ein unzweifelhaft noch größeres Uebel abzuwenden. Dann aber erscheint es doch recht fraglich, ob das Resultat der parlamentarischen Arbeit an dem Gesetzbuch so ausfallen wird, daß der Reichstag sich schließlich sagen kann, der Aufwand an Arbeit und Zeit habe sich gelohnt; einstweilen hat es den Anschein, als werde die Entscheidung in allen wichtigen Fragen zu einer Ausscheidung derselben aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch führen, ein Ergebniß, an welchem doch keine der staatserhaltenden Parteien eine aufrichtige Freude haben könnte. Endlich aber ist zu bedenken, daß die parlamentarische Campagne 1896/97 ihre eigenen reich bemessenen Aufgaben haben wird, die für sich die volle geistige Kraft des Reichstags in Anspruch nehmen werden, daß aber, wenn überhaupt einmal die Vertagung beschlossen ist, die Gefahr der Verschleppung auch noch anderer Vorlagen in die nächste Session sehr ernstlich zu Tage treten wird. Herr Eugen Richter meint schon jetzt, es wäre am besten, man „machte die Bude zu"; wie wird das erst werden, wenn man sich damit trösten kann, die bisher aufgewendete Arbeit sei ja nicht verloren, auch wenn man zunächst noch nicht zu einem Abschluß gelange?

Im **Reichstagswahlkreis Osnabrück-Bersenbrück-Iburg** hat vorgestern die **Ersatzwahl** zum Reichstage stattgefunden, welche durch den freiwilligen Verzicht des Abg. Wamhoff nöthig geworden war. Die Bevölkerung in diesem Wahlkreise gehört zu 46,6 Proc. dem katholischen Bekenntniß an. In dieser Bezifferung ist schon enthalten, daß der Wahlkreis alle Leiden der „heiß umstrittenen" zu kosten hat, und zwar schonungslos ohne Ausnahme, denn die respectable Minderheitsstellung, welche das Centrum daselbst innehat, wird durch das Welfenthum gewohnheitsmäßig aus dem protestantischen Lager soweit verstärkt, daß zumeist schon im ersten Wahlgang eine Mehrheit herauskommt. Gegenüber dem ewigen Pact, den Ultramontanismus und Welfenthum miteinander geschlossen, sollte sich ein unbedingtes Gebot der Einheit für alle national gerichteten Parteien eigentlich von selbst verstehen, zumal da ihnen von der revolutionären Seite her ebenfalls ein Gegner erstanden ist, der nicht versöhnt sein will, weil er von der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit lebt. Im Großen und Ganzen hat denn auch diese Einheit der nationalen Wählerschaft allen Anfechtungen bisher widerstanden. Selbst im Jahre 1890, als die Schlagworte über Schnaps- und Brodvertheuerung die Luft erschütterten, war ein Zersplitterungsversuch, der von der freisinnigen Linken ausging, so gut wie erfolglos. Herr Albert Traeger mußte sich mit 960 Stimmen begnügen. Diesmal war derselbe Versuch von rechts her unternommen und mit ganz anderen Betriebsmitteln als je ein freisinniger unterstützt worden. Der Bund der Landwirthe, wie die Handwerkerpartei hatten sich dem Herrn Liebermann von Sonnenberg anvertraut, und unter dessen Oberleitung war nun an agitatorischen Kräften das Uebermenschliche aufgeboten worden, um namentlich die Landwirthe von dem nationalliberalen Standpuncte abzulocken und auf den antisemitischen hinüber zu bringen. Alles Warnen verständiger und wahrlich unbefangener Landwirthe wurde in den Wind geschlagen, und je mehr sich im Wahlkreise selbst die Einsicht verbreitete, daß auch dieser antisemitischkündlerische Versuch am letzten Ende nur den Ultramontanen und Welfen zu Statten kommen, damit aber die wichtigsten nationalen und geistigen freiheitlichen Güter gefährden müsse, desto mehr Agitatoren entbot Herr Liebermann v. Sonnenberg von außen in den Kreis, damit sie das Feuer der Zwietracht unterhielten. Dabei war Eines noch besonders verwunderlich. In Waldeck predigten die Antisemiten vor Jahresfrist nach berühmten Mustern, der Landwirth möge nur einen Berufsgenossen wählen, den die gleiche Sonne bescheine und der gleiche Regen durchnasse. Hier in Osnabrück wurde nun den Landwirthen ein Maurermeister aus Osnabrück empfohlen — genau dieselbe Vielseitigkeit, wie sie sich anfangs vorigen Jahres in Eisenach und Hofgeismar bethätigte. In Eisenach lautete damals der antisemitische Schlachtruf: wählt keinen Advocaten. In Hofgeismar aber wurde ein „Advocat" als Antisemit aufgestellt, „weil die Partei einen Juristen dringend benöthige". Nun liegt das Ergebniß der Osnabrücker Betriebsamkeit in Ziffern vor und man darf annehmen, daß, wenn auch nicht überall außerhalb, so doch innerhalb des Kreises die volle Erkenntniß dessen reift, was die Gemeinschaft der national- und liberal-gesinnten Wähler sich selbst schuldig ist. Hinter dem Welfen steht der breite Heerbann der Ultramontanen, — jener Partei, die sich heute schon mächtig genug dünkt, um ein Angebot der Conservativen zur Verständigung über ein Schulgesetz à la Zedlitz abzulehnen, weil sie der Meinung ist, bei ihrem imponirenden Einfluß im Reiche könne sie ein noch größeres Opfer Preußens auf dem Gebiete der nationalen und geistig freien Erziehung des Volkes fordern und erwarten. Der bescheidenen Schaar von etwa 2000 Mann, die Herr Liebermann von Sonnenberg abtrünnig machen konnte, muß sich doch das Gefühl bemächtigen, daß es besser gewesen wäre, vom Grad der nationalen Wählerschaft sich überhaupt nicht zu trennen. Das Vertrauen zu jenen Rufern im Streite, die die Verantwortung für die Trennung auf sich genommen und allein zu tragen haben, ist jedenfalls stark erschüttert. Für die Stichwahl ist hiernach der Wiederzusammenschluß der nicht welfisch-ultramontanen Wähler nationalen Bekenntnisses sicher zu erwarten, es wird gar keiner besonderen Parole dazu bedürfen, während eine zweideutige oder gar welfenfreundliche Parole nur bewirken könnte, daß die 2000 Wähler der „Mittelstands"-Vereinigung sich in offen ausgesprochener Entrüstung gegen ihre bisherige Berliner Vormundschaft auflehnen würden. — Insoweit erscheint also die Aussicht für die Stichwahl als eine recht günstige. Im Uebrigen und in der Hauptsache liegt die Entscheidung bei Denen, die vorgestern noch nicht zur Urne gekommen sind. Deren Zahl scheint nach den bisher ermittelten Ziffern bis an 6000 heranzureichen.

In **Frankreich** ist die Präsidentenhetze wieder frischfröhlich im Zuge. Die gemäßigte Presse behandelt Felix Faure jetzt so, wie die socialistische und radicale Casimir-Perier vor dessen Rücktritt behandelt hat. Sie verspottet ihn in Wort und Bild. Sie spricht von ihm voll Verachtung als von dem „Gewerbetreibenden". Sie macht sich über seine vornehmen Aeußerlichkeiten lustig, die sie zuerst löblich gefunden hatte, und wirft ihm sein Monocle, seine weißen Gamaschen, seinen Spitzreiter und dessen Wadenmesser am Ledergürtel vor. Die regierungsfreundlichen Blätter lassen ihn zur Zeit ungeschoren, aber selbst diese Schonung hat etwas Drohendes und man ahnt, welcher Wildheit die gegenwärtige Nachsicht an dem Tage weichen würde, an dem Felix Faure es sich beikommen lassen sollte, sich von seinem radicalen Ministerium loszusagen, was man im Regierungslager fürchtet. Die „Libre Parole", die vor fünf Monaten die Familiengeschichte der Gattin des Präsidenten an die große Glocke gehängt hatte, fällt heute mit wahrer Indianergrausamkeit über Faure her. „Dieser Geschäftsreisende", schreibt der berüchtigte Boulangist und ehemalige Abgeordnete Delahaye, „ist durch Hineinheirathen in eine Firma Haupt eines Handelshauses; dieses Haupt eines Handelshauses ist durch Ueberrumpelung Staatsoberhaupt geworden, jedoch durch und durch Geschäftsreisender geblieben . . . Herr Felix Faure ist eine Gefahr. Das Gespött der einander bekämpfenden Ehrgeizigen, Geisel aller Aufruhrparteien, dauernder Keim des Bürgerkrieges, kann er morgen der Keim eines auswärtigen Krieges werden. Dieser Mensch würde mit geringerem Bedauern ein Heer Paris belagern, als einen Nachfolger ins Elysée einziehen sehen. . . . . Und warum all das? Um die socialistischen Blätter zu verhindern, die Geschichte der Belluots und ihrer Erben, die Odyssee, die Kreuzungen und die Finanzoperationen der Berges ausführlich zu erzählen. (Belluot war der Vater der Frau Felix Faure, Herr Berge ist der Schwiegersohn des Herrn Faure.) Herr Präsident, Sie haben einen Vertrauensmißbrauch begangen, der hassenswerther ist, als alle diejenigen des Notars Belluot, ein wahres Verbrechen, dessen Folgen unberechenbar scheinen, als Sie sich um das oberste Staatsamt bewarben, als Sie wie ein Sinnbild Ihre Ahnenerinnerungen darein faßten, als Sie vor der Gewißheit nicht zurückscheuten, Ihrem Lande früher oder später einen Antheil an Ihrer vielfachen Familienschande zuzufügen . . . Sie können noch abdanken, ohne den Becher der Schmach zu leeren, den Ihre Freunde Ihnen vorbereiten. Sie können noch ohne Aergerniß aus dem Elysée hinausziehen. Am 21. April versammelt sich der Senat und öffnet Ihnen beide Flügel der Thür. Hören Sie auf den Rath eines Gegners, der Sie nicht haßt: gehen Sie und ziehen Sie nicht die Ehrlosigkeit der Hintertreppe vor." — Das darf man in Frankreich ungestraft dem Staatsoberhaupte bieten. Kein Wunder, daß Casimir-Perier s. Zt. voll Ekel sich ins Privatleben zurückzog.

Die Abneigung der **Franzosen** gegen das **englische** Monopol der unterseeischen Kabelverbindungen geht Hand in Hand mit dem lebhaften Wunsche, jenes Monopol zu durchbrechen. Insbesondere seit dem neuerlichen Aufschwunge der französischen Colonialmacht wird die Abhängigkeit des Nachrichtendienstes von den englischen Linien immer empfindlicher vermerkt. Es wird betont, daß im Fall des Eintrittes kriegerischer Verwickelungen zwischen den beiden Mächten die französischen Colonien so ziemlich auf Gnade und Ungnade an die Engländer ausgeliefert seien, da die französischen Flottengeschwader, mangels jeglicher raschen und zuverlässigen einheitlichen Verbindung mit den vom Feinde bedrohten Puncten, völlig außer Stande seien, den Colonien wirksamen, rechtzeitigen Schutz angedeihen zu lassen. Am drückendsten wird zur Zeit der Mangel eines eigenen Kabels zwischen Algerien und dem Mutterlande empfunden. Der algerische Generalrath hat schon wiederholt darauf bezügliche Wünsche verlauten lassen, aber bisher immer mit negativem Erfolg. Möglich, daß jetzt der Sache mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird, da die Reise des englischen Vertreters in Tanger an den Hof des Sultans Abd-ul-Aziz, wie wir schon mehrfach betonten, in den politischen Kreisen an der Seine mit größtem Mißtrauen controlirt wird, angeblich, weil man sich von den Engländern einer Art Handstreiches gegen den französischen Einfluß in Marokko versieht. Nun ist die natürliche Basis für jede marokkanische Interessenpolitik Frankreichs die algerische Colonie, es liegt daher auf der Hand, daß jede Maßregel, welche Algerien in engere Fühlung mit dem Mutterlande bringt, ihre Wirkung auch auf die Wahrnehmung der französischen Interessen in Marokko üben muß. Der Besitz eines oder mehrerer unterseeischer Kabel zwischen Algerien und Frankreich würde letzteres nicht nur von der lästigen Abhängigkeit von den englischen Linien befreien, sondern durch den Anstoß, welchen die Anlage solcher directer Leitungen dem Verkehr zwischen Frankreich und Algerien geben müßte, auch indirect die Bedeutung Algeriens im Gesammtprogramme der französischen Mittelmeer- und Westafrikapolitik wesentlich erhöhen. Es würde dann nur der Verlängerung der neuen Kabelleitung, eventuell in Gemeinschaft mit einer Bahnanlage durch die Wüste nach den Senegalbesitzungen Frankreichs bedürfen, um das Uebergewicht Frankreichs über England im Nordwesten des dunklen Welttheils auf sichere Grundlagen zu stellen.

Bis jetzt ist die Meldung, daß die **Italiener** sich von **Kassala** zurückgezogen hätten, nicht bestätigt. Das Gerücht war jedenfalls dadurch entstanden, daß man den Obersten Stevani, der sich auf Befehl Baldissera's nach Agordat zurückziehen mußte, für den Commandanten von

---

Feuilleton.

Gottbegnadet.

21) **Roman von Konrad Telmann.**

Nachdruck verboten.

Es kam hinzu, daß dies aufregende Gesellschaftstreiben und die ungeordnete Lebensführung überhaupt Harry sehr nervös machten. Er war, wenn er nach Hause kam, immer gereizt, mißlaunig und verstimmt, eine Bagatelle brachte ihn in Harnisch. Das kränkliche und daher unruhige Kind mochte er gar nicht sehen, er hielt das nicht aus. Der Zusammenhang mit Familie und Haus wurde immer lockerer. Wenn Thea ihm gar von Lensikn sprechen wollte, hielt er sich mit beiden Händen die Ohren zu. Dafür hatte er ihr genug von seinen geselligen Vergnügungen zu berichten, die aber seltsamerweise in seinem Munde wie Berichte von schweren Pflichten klangen, welche er um seiner Kunst willen auf sich genommen. Er ging ganz darin auf und kannte nichts Anderes mehr. Seine Stimme schien wirklich nach der glücklich überwundenen Krise an Glanz und Stärke nur noch gewonnen zu haben. In den Zeitungen sprach man gelegentlich einiger Wohlthätigkeits-Concerte davon, wie von etwas Wunderbarem und Phänomenalem, das man gehört haben müsse. Fast immer wurde dabei das Wort „gottbegnadet" gebraucht, das Harry selber gleichfalls im Munde zu führen pflegte. Thea empfand immer dabei einen Stich in der Brust. War es wirklich eine „Gnade" des Himmels, die Harry mit der Verleihung seiner Stimme zu Theil geworden, und nicht vielmehr ein Fluch, unter dem seine Manneswürde und ihr Glück stückweise zu Grunde gingen? Es mochte Sünde sein, so zu denken, und doch konnte sie sich mit aller Macht oft dessen nicht erwehren.

Trübe Stimmungen kamen ihr, wenn sie lange, einsame Stunden am Bette ihres Kindes saß, während Harry fern war und sich in der Gesellschaft anderer Frauen in all seinen glänzenden Eigenschaften zeigte. Sie hatte sich das Alles früher ganz anders gedacht. Noch als er damals krank geworden und nur ihre aufopfernde Pflege ihn gerettet, hatte sie an eine Wandlung, an bessere Zeiten gedacht, die nun kommen würden. Statt dessen war es schlimmer und schlimmer geworden. Sie fühlte es, daß er ihr entfremdet wurde, daß sein Herz ihr nicht mehr gehörte. Ohne daß er es ihr zu verrathen brauchte, wußte sie, daß er kein Verlangen mehr nach ihr trug, daß eine wirkliche Ehe zwischen ihnen nicht mehr bestand.

Thea weinte oft in die Kissen hinein, in die sie ihr fieberndes Kind gebettet hatte, wenn sie ihn sich vorstellte, wie er eben jetzt in glänzend erleuchteten Festsälen als der Held des Abends gefeiert wurde und hundert Augen bewundernd und verlockend zugleich auf ihm ruhten. Der Mann, der das duldete und das wollte, liebte sie nicht mehr. Er hatte selbst vergessen, daß er der Vater dieses Kindes da war.

Thea glaubte nicht daran, daß Harry ihr die Treue breche. Sie glaubte überhaupt niemals an etwas Schlechtes bei den Menschen, ehe es unumstößlich feststand, am allerwenigsten bei Harry. Aber eine wilde Eifersucht flammte oft in ihr auf. Hätte es anders sein können, da sie ihn immer noch liebte? Sie beneidete Alle, denen er sein Interesse zuwandte, mit denen er sprach und lachte, für die er sang und glänzte. Sie beneidete diese ganze Umgebung, in der er glücklich war und die er für sich verlangte. Wie lange war es her, daß er nicht mehr vor ihr gesungen hatte? Er würde heute wohl kaum mehr begriffen haben, wie sie ein solches Verlangen überhaupt an ihn stellen könne. Immer zerstreuter, fibellauniger, müder und gelangweilter zeigte er sich in ihrer Gegenwart, immer mehr kürzte er unter tausend Gründen das Zusammensein mit ihr ab. Er erzählte ihr zuletzt kaum mehr etwas aus dem Leben, das er führte, wie wenn er fürchtete, sie zu reizen. Daß jeder von ihnen seine eigenen Wege ging, schien ihm jetzt schon blos noch natürlich, er dachte gar nicht mehr daran, daß es im Grunde anders hätte sein müssen.

Unter den Postsachen, die mehrmals am Tage einliefen, befanden sich seit Langem wieder viele farbige Briefumschläge, die nach irgend einem Parfüm dufteten. Schon in Montreux hatte das ja angefangen. Wenn Thea einen nach dem andern derselben in die Hand nahm, überkam sie oft eine tiefe Traurigkeit. Manchmal gab ihr Harry später eine oder mehrere von diesen Zuschriften zu lesen oder las sie ihr selber vor. Er lachte dann immer ausgelassen dabei. Meist waren sie auch erheiternd, aber seine geschmeichelte Eitelkeit trug doch nicht wenig zu seiner übermüthigen Stimmung bei, und es war kein Zweifel, daß er selbst dann eine tiefinnerliche Befriedigung aus ihnen schöpfte, wenn er sie ins Lächerliche zog. Ueberdies fragte sich Thea, warum er ihr nur diese und nicht überhaupt alle zeige. Sie hätte das nur natürlich gefunden, es erschien ihr sogar als seine Pflicht. Aber die, welche er für sich behielt, mußten ihm ja wohl werth sein.

Seit sie ihm das eines Tages gesagt hatte — halb im Scherz, aber es war ihr bitterster Ernst damit —, hörten die duftigen Billets plötzlich ganz auf. Thea hätte gern aufgejubelt, aber als sie Harry fragte, wie es zugehe, daß er auf einmal die Anbetung aller der schmachtenden Jungfrauen von ehedem eingebüßt habe, erwiderte er ihr mit abweisendem Trotz: „Da ich keine Centrale liebe, habe ich andere Vorkehrungen getroffen."

Er ließ sich die Briefe also auf einem Umwege zustellen, nur um ihr nicht Rede über sie stehen zu müssen! Thea empfand das wie einen neuen Schritt zu ihrer wechselseitigen Entfremdung. Sie hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz und Enttäuschung. Aber sie war zu stolz, ihm jetzt auch nur noch ein einziges Wort des Vorwurfs zu sagen. Nie that sie mehr eine Frage nach seinen Briefen.

Möglicherweise erbitterte ihn gerade das, möglicherweise nahm er ihre scheinbare Gleichgiltigkeit sogar wie eine Erlaubniß hin, nunmehr ganz nach eigenem Gutdünken über sich zu verfügen. Ihr kam es vor, als wäre seitdem etwas merkwürdig Scheues in Harry, das sich zwar mit einem gewissen Trotz vermischte, ihn aber doch immer mehr veranlaßte, sich von ihr fernzuhalten. Man wußte schließlich kaum mehr, ob er bei ihr oder bei seiner Mutter wohnte.

Dazu kamen die schweren Besorgnisse, die Thea wegen der finanziellen Lage hegen mußte. Harry's Bedürfnisse schienen hier in Berlin immer mehr zu wachsen, und die Erträgnisse von Lensikn standen längst in gar keinem Verhältniß mehr dazu. Die wirthschaftlichen Verhältnisse, zu denen sich die Erkrankung des nur noch in beschränktem Maße arbeitsfähigen Inspectors Parsenow gesellte, forderten von Harry mehr als von jedem Landwirth noch die äußerste Einschränkung. Und statt dessen lebte er auf so großem Fuße, als hätte er über unbegrenzte Mittel zu gebieten. Wozu er die großen Summen eigentlich verwandte, begriff Thea gar nicht. Weder die zahllosen Gesellschaften, zu denen er geladen wurde, noch die Concert- und Theaterbesuche, für die ihm immer Gratisbillete zur Verfügung standen, gaben eine Erklärung dafür. Trotzdem fragte Thea nicht. Nur wußte sie ihm schließlich sagen, daß kein Geld mehr da sei und daß sie auch nichts mehr zu beschaffen wisse. Von einer abermaligen Hypothek wollte sie nichts hören. Daß man damals eine aufgenommen, ohne daß ihre Eltern davon erfahren, drückte sie immer noch schwer, es kam ihr wie ein Vertrauensbruch vor. Ueberdies würde man das Gut schließlich überlasten, wenn man in diesen schwierigen Zeiten Schulden darauf eintragen ließ. Harry konnte sich der Berechtigung dieser Weigerung also schwerlich verschließen. Dennoch brachte sie mit dem häßlichen Auftritt, der ihr folgte, die Ehegatten nur noch mehr auseinander.

Eines Tages, als Thea kaum mehr an Harry's Wunsch dachte, erfuhr sie zu ihrer Bestürzung durch einen Brief ihrer Mutter, daß Harry von ihren Eltern Geld gefordert hatte, und Frau Marcella fügte hinzu, dies sei in einen Ton geschehen, als ob er ihnen im Grunde mit der Erlaubniß noch eine Gunst gewähren wolle. Uebrigens sei ihm die gewünschte Summe angewiesen worden, aber unter dem ausdrücklichen Hinweis, daß von einer Wiederholung solches Verlangens nie mehr die Rede sein könne und daß man sich über sein Geldverbrauch wohl nicht mit Unrecht wundere. Frau Marcella setzte noch hinzu, daß sie von Thea Aufklärungen erwarte. Aber welche Aufklärung hätte diese selber geben können?

Sie hielt es für ihr gutes Recht, sie von Harry zu fordern. Vielleicht war ihr Ton ihm gegenüber zum ersten Male streng und von einem Vorwurf durchzittert, den sie ihm ist dahin immer erspart hatte. Aber das machte ihn nur widerspenstiger. Es war, als ob er sein Schuldbewußtsein hinter barem Trotz verstecken wollte. Er lachte über ihre Anklage, daß er jenen Schritt heimlich gethan und sich überdies zum Betteln erniedrigt habe, er, der von den Lensikner Erträgnissen so sorgenfrei hätte leben können und diese überdies allen ihren Eltern verdankte. Bah! Er verdankte Niemanden etwas. Man hatte ihm Lensikn ja aufgezwungen, er hatte es nicht gewollt, es ging ihn gar nichts an. Wenn es nie einmal so viel abwarf, wie er zu einem standesgemäßen Leben gebrauchte, war es vollends zum Ueberfluß da. Niemals würde er wieder dorthin zurückgehen. Er war übrigens wahrlich kein Bettler, er, der jeden Tag mehr verdienen konnte als Herr Ernst Lindheim, wenn er nur erst wollte. Und er würde eines Tages wollen. Man trieb ihn ja geradezu wegs dazu.

Thea hörte ihn an mit immer ernster und strenger werdenden Mienen. Und nicht nur ihr Antlitz, auch ihr Inneres verhärtete sich allmählich unter seinen Worten. Sie hatte ihm lange schweigend zugehört, dann sagte sie ganz ruhig, wenn auch tonlos: „Geh also — ich halte Dich nicht. Wenn Dich sonst nichts hält, bist Du ganz frei. Im Frühjahr kehre ich nach Lensikn zurück. Ich halte meine Anwesenheit dort für nöthig, und der Arzt wünscht ebenfalls für